

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 90 (1964)
Heft: 39

Artikel: Einbrecher und Weggli
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-503988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es ist schon einige Zeit her, daß auf einer deutschen Autobahn ein Fahrzeug nebenauf fuhr und in Flammen aufging. Die Insassen verbrannten, während an die hundert Wagen an der Unglücksstelle vorbeifuhren, ehe einer hielt. An diesen Vorfall mußte ich denken, als ich jüngst davon las, daß in New York City eine junge Frau ermordet wurde, während achtunddreißig erwachsene Menschen sahen, was geschah, ohne auch nur Anstalten zu einem Eingreifen oder zur Alarmierung der Polizei zu treffen ... Und wie ich das niederschreibe, erinnere ich mich, daß vor wenigen Jahren in Zürich ähnliches geschah – d. h. eben *nichts* geschah –, als ein Mensch in der Limmat am Ertrinken war – und dann auch ertrank.

Ich möchte nicht wiederholen, was zu solchen, leider häufigen Vorfällen der berufsmäßige Kultur- oder Zeitkritiker unkt.

Ich möchte aber – auch auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden – keinesfalls in das Lamento einstimmen, «der moderne Mensch» sei gleichgültig. Er ist es mitnichten. Er ist am Mitmenschen sogar äußerst stark interessiert. Er interessiert sich zum Beispiel ganz ungemein für das Körpergewicht eines Babies aus dem englischen Königshaus, für die Details der Hochzeitsfeierlichkeiten im Fürstenhause Unterlohe-Oberhalbach oder selbst für ein harmloses Techtelmechtel der Soraya. Und er rennt zu Hauf an die Stelle, wo ein Haus niedergebrannt ist, zwei Autos zusammengerauscht sind oder auch nur ein Kanarienvogel sich verfliegen hat. Aber – dieses Interesse verpflichtet zu nichts, zu nichts anderem wenigstens als zum Interesse. Wo aber eine Tat gefordert wird, da drückt «der moderne Mensch» sich.

Er hat dafür seine Gründe!

Es lassen sich viele und auch triftige Gründe dafür anführen, daß ein Großteil der Menschen – vorab in den Städten – für sich sein wollen. Sie wünschen keinen Umgang mit der zufälligen Umwelt. Sie wollen mit den Mitbewohnern des Wohnblocks, mit den Nachbarn an der selben Straße keinen Umgang pflegen. Sie schirmen ihre Balkone mit Paravents ab, sie machen Mauern um ihre Gärten. Die Vorhänge können nicht undurchsichtig genug sein. Die Leute verbergen jede private Äußerung ihres Daseins, und sie geben deutlich zu erkennen, daß ihnen jedes Interesse anderer völlig unerwünscht sei. Sie hegen und schützen ihre private Sphäre. Und das ist ihr gutes Recht. Ich möchte behaupten, daß diese Neigung, den Mitmenschen aus- oder sich selber abzuschließen, sehr verbreitet ist. Ich möchte ferner behaupten, daß

Einbrecher

der Zug vom Land in die Stadt nur schon deshalb sehr groß ist, weil man z. B. in einem Dorf nicht so für sich sein kann, wie in der Stadt.

Ich wohne gelegentlich auf dem Land, und es verblüfft mich noch immer, daß ich im oder ums Haus nichts tun kann, ohne daß innert kürzester Frist jeder Dorfbewohner genauestens darüber informiert ist. Solchermaßen im Glashaus zu sitzen ist nicht jedermanns Sache, gewiß nicht. Aber – es könnte sich in dieser meiner dörflichen Privatsphäre einmal etwas ereignen, so daß ich Hilfe brauchte. Ich bin völlig davon überzeugt – und ich habe es auch schon erlebt –, daß sogleich selbstverständliche Hilfe sich einstellte. In eben diesem Dorfe verstarb z. B. im letzten Februar ein Bürger. Er starb im Spital des Nachbarortes. Eine Stunde später wußte man in seinem Heimatdorf Bescheid. Ich weiß noch heute nicht, durch welche Kanäle die Kunde drang. Eine Stunde darnach stellte im nun männerlosen Trauerhause der Dorfschreiber ungerufen sich ein und montierte das Geländer ab. Weil er wußte, daß sonst der Sarg nicht ins Haus transportiert werden konnte. Frauen des Dorfes lösten sich in Besuchen bei der Witwe ab, standen bei, legten Hand an. Dieser tat hier ungeheiß, was nötig war, der andere tat es dort; jeder wußte, was nötig war. Sie wußten es und konnten helfen, weil jener Mensch, der ihrer Hilfe bedurfte, ganz selbstverständlich auf Hilfe zählte, weil er im «Glashaus» saß, weil er sich nicht abschloß, weil man ihn kannte und über ihn Bescheid wußte.

Man verurteile nicht den modernen Stadtmenschen, weil er angeblich so wenig hilfsbereit ist. Der Mensch, der sich in die Anonymität zurückzieht, in seine «vier Wände», dem am Kontakt mit der zufällig gege-



benen Umwelt nichts liegt, der hat auch kein Recht, um Hilfe zu schreien, der darf sich auch nicht verwundern oder empören, wenn man seine Privatsphäre, seine Anonymität dann respektiert, wenn er sie für einmal aufgeben möchte oder muß.

Helfen ist unter den heutigen Voraussetzungen gar nicht immer so leicht, wie es die Erbauungsbücher wahrhaben wollen. Ich hörte von einer Firma, die der Belegschaft eine Freizeiteinrichtung zur Verfügung stellte. Kommentar einiger Betriebsangehöriger: Was geht denn die Geschäftsleitung unsere Freizeit an? Helfen ist oft undankbar, ich erfuhr es jüngst an zwei Beispielen: Ich fuhr mit dem Wagen sowohl durch die Vorstadt als auch durch einen bemerkenswerten Platzregen. An einer Tramstation wartete eine mittelalterliche Dame – das Tram weit und breit noch nicht in Sicht – und hielt sich eine Schachtel schützend über den Kopf. Ich hielt an, öffnete den Schlag, machte eine einladende Handbewegung. Antwort: «Wofür halten Sie mich?»

Ein andermal in einem Lederwarengeschäft: Vor mir wird ein Ding von 25 Jahren bedient. Dann geht

sie. Ich äußere der Ladentochter meine Wünsche, und im gleichen Augenblick sehe ich, daß die Dame vor mir ihren Schirm liegengelassen hat. Ich eile damit auf die Straße, sehe die Besitzerin noch, eile ihr nach und überreiche ihr den Schirm. Natürlich erwartete ich keineswegs, daß sie mir nun um den Hals fallen und an meiner Brust süße Dankestränen vergießen würde. Sie war nicht der Typ, von dem mir solches besonders erwünscht gewesen wäre. Dennoch war ich ihr mit dem Schirm nachgerannt. Offenbar war ich auch nicht *ihr Typ*; dennoch hätte sie wenigstens danken dürfen. Sie tat es nicht. Sie riß mir den Schirm mehr als daß sie ihn nahm aus den Händen, blickte mich an, als hätte ich einen unzüchtigen Antrag gestellt oder ihr den Schirm entwenden wollen, machte kehrt und eilte von dannen.

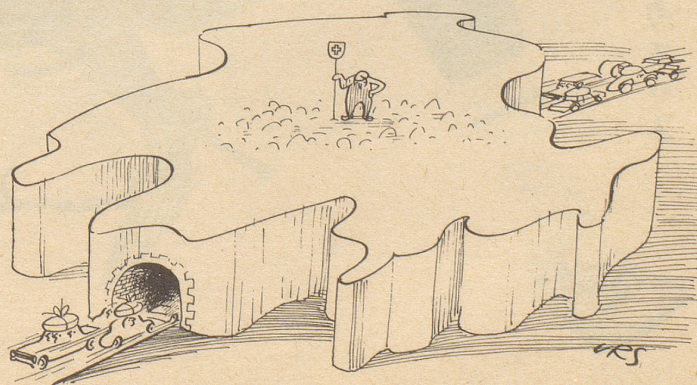
Weshalb?

Ich möchte hier ganz bescheiden einflchten, daß ich mitnichten wie ein Lustmörder aussehe, wenn ich auch nicht mit Clark Gable in seinen besten Jahren zu verwechseln bin. Von Furcht der Damen vor mir kann somit keine Rede sein.

Aber ich wollte helfen, wo Hilfe unerwünscht war. Und damit wurde ich zum Einbrecher. Ich war dabei, in eine Privatsphäre einzubrechen; und das wird von den «Geschädigten» nicht verziehen. Und das vergißt aber auch der «Einbrecher» nicht. Er wird es sich zweimal – wenn nicht noch mehr – überlegen, ehe er wieder einmal zur Hilfe bereit ist. Und er hat recht. Denn man kann nicht beides haben: die Anonymität, die völlige Isolierung von der Umwelt einerseits und andererseits die Hilfe dieser Umwelt dann, wenn sie einem zusagte. Wenn in unserer Zeit über Mangel an spontaner Hilfe geklagt wird, dann hat sich diese unsere Zeit diesen Mangel selber eingebrockt.

Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben.

Bruno Knobel



Durchreiseland Schweiz